

ERFAHRUNGEN

Gisela Hafner

Nichts Gutes kommt aus diesem Haus

Meine Kindheit in Armut
und Verwahrlosung mitten im
Wirtschaftswunder-Deutschland



lübbe

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Zitat

Widmung

Vorwort

1 - Ein Wunder

2 - Das Unglückshaus

3 - Zwillingszuflucht

4 - Die Spirale der Gewalt

5 - Uns selbst überlassen

6 - Wachsende Angst

7 - Fliehen oder bleiben?

8 - Der Kindergarten und die Kraftquelle des Lichts

9 - Die Strafe

10 - Schulzeit

11 - Unser Erdenengel

12 - Eine Schande

13 - Schwaches Leben

14 - Helmut geht es schlechter

15 - Einsame Wege

16 - Erstkommunion

17 - Mutti kann nicht mehr

18 - Wachsende Not

19 - Das viel zu kleine Bett

20 - Das letzte Mal Oma sehen

21 - Ein Lichtblick
22 - Pas Leiden
23 - Schikane
24 - Der neue Lehrer
25 - Mary muss ins Krankenhaus
26 - Gebrandmarkt
27 - Endlich ungestört baden!
28 - Herzensbildung
29 - Tief verletzt
30 - Der Fluch
31 - Die Macht der Musik
32 - Ein Segen, der vom Himmel fällt
33 - Eine späte Entschuldigung
34 - Fabrikarbeit
35 - Pas Tod
36 - Das Begräbnis und ein Neuanfang
Bildteil
Nachwort
Danke

Über dieses Buch

Eine Kindheit in Armut und Verwahrlosung mitten im Wirtschaftswunder-Deutschland. Gisela und ihre Zwillingsschwester Mary werden in einem ärmlichen Bauernhaushalt am Bodensee groß. Während rundherum der Wohlstand wächst, bringt ihr Vater die Familie nur mit größten Mühen durch, das Vieh stirbt weg, nichts will gedeihen in diesem Unglückshaus. Gisela und Mary erfinden ihre eigene Welt. Trotz Armut, Gewalt und Mangelernährung schaffen die Schwestern es, ihre Kinderseelen zu schützen und ihren Glauben an das Gute im Menschen zu bewahren.

Über die Autorin

Gisela Hafner wuchs in den 1960er-Jahren in der Gegend rund um den Bodensee mit einer Zwillingsschwester und einem älteren Bruder auf. Sie ist Mutter einer Tochter und glückliche Großmutter. Heute lebt sie bei Bozen.

Gisela Hafner

Nichts
Gutes kommt aus
diesem Haus

Meine Kindheit in Armut
und Verwahrlosung mitten im
Wirtschaftswunder-Deutschland

lÜbbe

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Die Geschehnisse in diesem Buch haben sich so abgespielt wie geschildert.
Zur Wahrung der Rechte der Personen wurden einige
Namen, Orte und Details geändert.

Originalausgabe

Copyright ©2020 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Angela Kuepper, München
Gedicht [Seite 3](#): Gisela Hafner
Fotos im Innenteil: Privatarchiv Gisela Hafner
Titelillustration: © A3pfamily/shutterstock und © Mary Mudr/shutterstock
Umschlaggestaltung: Tanja Østlyngen
eBook-Produktion: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-8927-2

www.luebbe.de
www.lesejury.de

Achte jede Seele,
denn wie du
stammt sie von derselben Quelle,
der unseres Schöpfers.

*Dieses Buch widme ich
meiner Zwillingsschwester Mary, die immer für mich stark
war und ohne die ich diese Kindheit vielleicht nicht
überlebt hätte,*

*meinen Töchtern Sarah Nicole und Samira,
ihr seid das Liebste, was mir passiert ist,*

*Dennis und Nadja, den Kindern von Mary, die ich liebe,
als wären es meine eigenen,*

und Maya, meinem Sonnenschein.

*Mögen alle Kinder dieser Welt Achtsamkeit und Liebe
erfahren!*

Vorwort

Es ist taghell, ich blicke in Richtung der Fenstergriffe, die mit dicken Schnüren zugebunden sind. Ich höre die Schritte von Mutti, die eilig davongeht und die Tür hinter sich zuzieht. Der Schlüssel dreht sich knarzend im Schloss. Alles in mir zieht sich zusammen vor Angst, denn ich weiß, was nun kommt. Mutti redet kurz mit meinem Vater, dann schlägt die Haustür zu. Ich höre, wie der Traktor angelassen wird und sie rumpelnd davonfahren. Jetzt sind meine Zwillingsschwester Mary und ich ganz allein. Das ist immer so, wenn unsere Eltern aufs Feld fahren. Sie werden erst wiederkommen, wenn es dunkel wird.

Ich stehe im Gitterbett und halte mich mit meinen Händchen an dem kalten Maschendraht fest. Es ist kalt, ich friere so sehr, dass mein magerer Körper zittert. Ich fühle mich so allein, so verloren ... Neben mir im Bett sitzt Mary, sie ist ganz in sich versunken und spielt mit ihrem Füßchen. Ich bleibe lieber stehen, denn mein Po ist nass, und wenn ich mich hinsetze, tut es schrecklich weh.

Mein Blick streift umher. Die Stube ist so groß und hell vom Sonnenlicht, doch ihre wärmenden Strahlen reichen nicht bis zu uns. Wir sind dick angezogen, haben eine Mütze auf dem Kopf.

Das Licht wandert weiter durchs Zimmer. Inzwischen ist die Stoffwindel richtig nass, und sie klebt an meinem Po. Es brennt so schrecklich. Schlimmer sind nur der Hunger und Durst. Mary steht nun auch am Gitter. Wir weinen beide, bis wir uns vor Erschöpfung auf die feuchte, stinkende

Matratze sinken lassen und aneinandergeklammert einschlafen.

Als ich aufwache, ist meine Kehle ganz trocken vor Durst, und mein Magen schmerzt, so hungrig bin ich. Wieder ziehe ich mich am Gitter hoch und blicke zum Fenster. Jetzt ist es nicht mehr hell. Nach einer Weile höre ich den Traktor, dann den ersehnten Schlüssel im Schloss. Mutti kommt! Mary steht wieder neben mir, wir schreien und wollen zu ihr. Mutti aber geht an uns vorbei, ohne uns anzusehen, und weint leise vor sich hin. Es dauert noch eine Weile, bis sie uns versorgt. Dann ist der Durst weg und der schlimmste Hunger auch. Doch wir fühlen uns noch immer allein.

Meine früheste Kindheitserinnerung ist geprägt von der Vernachlässigung, wie ich sie seit meiner Säuglingszeit täglich in wachsendem Maße erfuhr. Meine Eltern kannten keine Fürsorglichkeit. Sie wussten nicht, wie man liebt.

Es gibt viele Formen der Liebe. Die tiefste ist die einer Mutter, eines Vaters zu ihren Kindern. Diese Liebe, von der ich spreche, ist bedingungslos, nicht geknüpft an Erwartungen, Leistungen. Sie lässt das Kind wachsen und aufblühen, schenkt ihm Freiheit und zugleich Halt.

An die Geburt meiner Töchter erinnere ich mich, als wäre es gestern gewesen. In mir spürte ich den intensiven Wunsch, alles, wirklich alles für sie zu tun, damit sie behütet waren, Liebe und Nähe spürten, niemals Hunger hatten und zu glücklichen, gesunden Menschen heranwachsen konnten. Ein Gefühl, das viele Eltern teilen, wenn auch nicht alle.

Es war zu dieser Zeit, als meine Vergangenheit plötzlich über mich hereinbrach. Mit einem Mal erinnerte ich mich wieder an all das, was ich über Jahre versucht hatte, hinter mir zu lassen, zu verdrängen. Die Verwahrlosung. Die Schmerzen von Misshandlungen physischer wie psychischer Natur. Den Hunger, diesen unerträglichen

Hunger. Die Schläge, erst mit der Hand, dann mit dem Prügel, fester als die Knochen, auf die er traf. Und an diese wahnsinnige Angst, die ein Kind erfasst, wenn es Tag für Tag allein gelassen wird und niemand nach ihm sieht.

In jener Zeit begann ich zu schreiben. Wenn meine Töchter schliefen und ich im Nebenzimmer saß, mit einem Ohr immer bei ihnen, hielt ich den Stift umklammert, hatte ein Heft vor mir liegen und füllte Zeile um Zeile. Manche Erinnerungen waren so heftig, dass ich mich wie erschlagen fühlte. Übelkeit stieg in mir auf, als hätte ich einen Hieb in den Magen bekommen. Oft fragte ich mich, wie meine Schwester und ich unsere Kindheit überlebt hatten. Und mehr noch, wie es sein konnte, dass der Samen, den meine Eltern tief in mich eingepflanzt hatten – Verwahrlosung, Ablehnung, Gewalt –, nicht aufging. Ich war und bin nicht wie sie; meinen Töchtern gegenüber fühle ich nichts als bedingungslose Liebe. Ein Wunder, vielleicht.

Natürlich hat die Zeit meiner Kindheit ihre Spuren hinterlassen. Röntgenbilder meines Körpers sind wie eine Landkarte meiner traurigen Vergangenheit. Doch tief in mir ist eine lichtvolle Kraft, der auch das böseste Wort, der schmerzhafteste Schlag nichts anhaben konnten. Und ich hatte großes Glück, denn ich war nicht völlig allein. Ohne meine geliebte Zwillingschwester Mary hätte ich jene Zeit wahrscheinlich nicht überlebt. Von klein auf gaben wir uns Halt: Eingesperrt und verlassen, schmiegteten wir uns aneinander, entwickelten unsere eigene Sprache und standen füreinander ein, wenn unsere Eltern, andere Kinder und so manche Autoritätsperson uns herabsetzten, uns demütigten und das Gefühl einimpften, nicht das Geringste wert zu sein.

Während ich Heft um Heft füllte, wuchsen meine Töchter heran. Irgendwann wurde mir klar, dass ich die Geschichte meiner Kindheit erzählen wollte. Nicht um meinetwillen.

Hätte jemals einer der Menschen in dem kleinen Ort, in dem wir aufwuchsen, den Mut aufgebracht, das Jugendamt oder die Polizei zu verständigen, wäre Mary und mir großes Leid erspart geblieben. Doch sie alle schwiegen: Nachbarn, Verwandte, Lehrer, jeder Einzelne. Selbst die Kinderschutzeinrichtung, die nur einen Steinwurf von unserem Elternhaus entfernt war, hat uns nicht geholfen. Das hätte nicht sein dürfen, das darf nicht sein. Im vergangenen Jahr starb in Deutschland jeden dritten Tag ein Kind durch Gewalt.

Jedes Kind kommt mit einem einzigartigen Talent und einer Botschaft auf diese Erde. Es ist es wert, geliebt und umsorgt zu werden, lernen zu dürfen und mit Würde behandelt zu werden. Mary und ich wünschen uns, dass Kinder frei von Angst und Misshandlungen aufwachsen dürfen. Dass sie angenommen, unterstützt und geliebt werden, sich frei entfalten können nach ihren Talenten und Fähigkeiten. Ein Kind sollte in seinem Leben hören, wie wichtig und wertvoll es ist.

Es ist unsere Aufgabe als Eltern und Mitmenschen, die Kinder dieser Welt zu unterstützen, sie zu stärken und zu lieben. Wenn Kinder bedingungslos geliebt werden, kommt mehr Liebe in die Welt. Und das ist etwas, das unsere Welt so dringend braucht.

1

Ein Wunder

Es war ein eisiger Februartag, als meine Schwester und ich das Licht der Welt erblickten. In gewisser Weise war dies ein Sinnbild für die ersten Jahre unseres Lebens, denn Wärme jeglicher Art sollten wir keine erfahren.

Als am 9. Februar 1960 die Wehen bei unserer Mutter einsetzten, fuhr sie ins Krankenhaus in Radolfzell. Mit der Geburt meiner Schwester meinte sie, alles überstanden zu haben. Doch der Arzt sagte zu ihr: »Es kommt noch ein Kind!«

Mutti hatte nicht geahnt, dass sie Zwillinge erwartete, und muss entsprechend überrascht gewesen sein. Als ich schließlich geboren wurde, gab ich kein Lebenszeichen von mir. Alle Bemühungen, mein Herz wieder zum Schlagen und meine Lungen zum Atmen zu bringen, schienen vergebens. Schließlich wandte sich der Arzt an unsere Mutter.

»Ihr erstgeborenes Mädchen lebt, doch für das zweite gibt es leider keine Chance. Wir haben alles versucht, was uns möglich war.«

Mutti war verzweifelt, hatte sie doch bereits Günther, ihren ersten Sohn, bei der Geburt verloren. Die Hebamme wollte meinen leblosen, nur einen Kilogramm schweren Körper gerade zur Tür hinaustragen, da fing ich lauthals an zu schreien. Unüberhörbar hatte ich mich nun doch für das Leben entschieden.

Meine Schwester wog nur zweihundert Gramm mehr als ich, und die Ärzte waren besorgt um unser beider Leben. Vorsorglich wurden wir in der Krankenhauskapelle notgetauft und dann hochgepäppelt.

Es muss schwer gewesen sein für meine Mutter: die Überraschung, gleich zwei Mädchen in die Welt zu setzen, die so winzig waren, dass sie in eine Schuhschachtel gepasst hätten. Dann die Angst um mich und nun das Ausgeliefertsein, das Warten darauf, ob und wie wir uns entwickelten.

Der Arzt sagte unserer Mutter, dass mein Überleben ein Wunder sei und man meinen könne, es sei eine höhere Macht im Spiel gewesen. »Sie dürfen sich glücklich schätzen, dieses Wunder in Ihren Armen zu halten«, meinte er.

Mutti erzählte später, sie habe Gott und den Engeln für ihr doppeltes Glück gedankt, und nannte uns Marianne und Gisela. Doch ob sie uns wirklich als Glück empfand?

Wenn ich heute versuche, mich in sie hineinzusetzen, bin ich sicher, sie war erleichtert, dass ich überlebt hatte. Den Tod meines ältesten Bruders hatte sie nie verwunden, wie wir schon bald zu spüren bekommen sollten. Und auch wenn sie von meiner Existenz nichts gewusst hatte, so hätte ein weiteres totes Kind ihr vermutlich allen Lebenswillen geraubt. Zugleich muss sie Sorge gehabt haben, wie sie und unser Vater zwei weitere Kinder ernähren sollten, die auch noch so zart, zerbrechlich und immer hungrig waren.

Nach dem Wochenbett war Mutti noch schwach und mitgenommen, doch Zeit, sich zu erholen und mit ihren Zwillingstöchtern eine Bindung aufzubauen, hatte sie keine. Zu Hause wartete Helmut, unser Bruder, der zwei Tage nach unserer Geburt drei Jahre alt geworden war. Unser Vater war zu diesem Zeitpunkt schwer krank, und Helmut brauchte sie.

Vielleicht war es Stolz, dass meine Mutter nicht um Hilfe bat. Vielleicht war sie aber auch überzeugt, dass das Leben ihr immer mehr aufbürdete und daran nichts zu ändern sei. Was Mary und mich anging, so gediehen wir, denn die Schwestern auf der Säuglingsstation kümmerten sich gut um uns. Alle wollten uns sehen. So winzig, wie wir waren, und einander wie aus dem Gesicht geschnitten, waren wir schon bald die Attraktion des Krankenhauses und seiner Besucher. Keiner von ihnen ahnte, dass die Umstände, in die wir hineingeboren worden waren, ein einziger Notstand waren. Ein Hilfeschrei in einer Zeit, in der Deutschland sein Wirtschaftswunder erlebte und rund um uns herum der Wohlstand einkehrte.

Ein Neugeborenes nach Hause zu bringen ist ein unvergleichlicher Moment: aus der Anonymität, der Kälte des Krankenhauses in das warme Nest der Familie. In Marys und meiner Realität sah es jedoch so aus, dass die Säuglingsstation für viele Jahre der einzige Ort sein sollte, an dem wir gesäubert, gewaschen und ausreichend gefüttert worden waren.

Unser Vater lag mit einer doppelseitigen Lungenentzündung im Bett. So gut es eben ging, kümmerte er sich um das Nötigste, doch das hohe Fieber und die Kraftlosigkeit zehrten an ihm. Mutti machte sich große Sorgen um ihn. Großonkel Josef, der Bruder unserer Oma mütterlicherseits, kam in dieser Zeit, um auf dem Hof zu helfen. Die Kühe mussten ihr Heu bekommen und gemolken werden, die Schweine gefüttert, ebenso die vielen Hasen, Katzen und unser Hofhund Zitto. So hilfsbereit Großonkel Josef auch war, konnte er doch nicht lange bleiben, denn er musste seiner eigenen Arbeit nachgehen.

Zu all dem kam, dass meine Schwester und ich die Muttermilch ablehnten und spezielle Säuglingsnahrung benötigten. Die aber gab es nur in der Apotheke in der nahen Stadt. Während ein später Winter die Gegend um den Bodensee noch fest im Griff hatte, fuhr unser Vater trotz seines Fiebers mit dem Traktor ohne Verdeck los, um unsere Ersatzmilch zu holen. Unseren Eltern fehlte das Geld an allen Ecken und Enden, und wir wurden vom Wunder zur Last.

Pa, wie wir ihn nannten, erholte sich nur schwer von seiner Krankheit, er war noch schwach und ständig müde. Von da an blieb er kränklich, anfällig und litt oft an Übelkeit. Eine versteckte Gelbsucht, die nicht erkannt und folglich nicht behandelt wurde, war der Beginn eines langen Leidens. Unsere Mutter war bald heillos überfordert.

Die älteste Schwester unseres Vaters, die zugleich unsere Patentante war, übernahm unsere Betreuung für kurze Zeit. Doch kriselte es damals bereits ernsthaft zwischen unserem Vater und ihr. Eine unschöne Erbschaftsgeschichte hatte einen Keil zwischen die Geschwister getrieben, sie ließ Neid und Hass lodern. Unsere Tante wandte sich ab, und kam nicht wieder - und unsere Eltern mussten dringend eine neue Obhut für uns finden.

Die Stube des alten Bauernhauses, in dem wir aufwuchsen, war ein großer, heller Raum mit zwei Doppelfenstern, die einen Blick auf die Straße gewährten, und einem weiteren Fenster zum Garten hinaus. Ein großer langer Tisch mit sechs Stühlen bildete das Herzstück der Stube. Gegenüber stand eine Couch, über der drei lebensgroße Porträts unserer Großeltern väterlicherseits und ein weiteres Bild unseres Urgroßvaters hingen. Sie alle schauten so bedrohlich von ihrem erhabenen Platz an der Wand herab, dass wir uns als kleine Kinder schrecklich vor ihnen

fürchteten. Viel schöner war der hellblaue Kachelofen, der von der Küche aus beheizt werden konnte und etwas Wärme bot. Ein wahres Schmuckstück!

Mary und ich schliefen gemeinsam in einem blauen Gitterbett, das aus einem feinen Maschendraht bestand und zwei herunterklappbare Seiten hatte. Es war etwas größer als ein normales Babybett und somit Schlafplatz und Laufstall in einem.

Wir waren keine zwei Monate alt, als meine Eltern das Bett kurzerhand in die Stube stellten.

Morgen für Morgen, kaum dass unsere Mutter uns versorgt hatte, banden unsere Eltern die Fenstergriffe mit dicken Schnüren zu und schlossen die Türen hinter sich ab, um zum Arbeiten in den Stall und aufs Feld zu gehen. Sie blieben fort, bis der Abend kam. Helmut, der ja schon größer war, musste meist mit aufs Feld. Sein hellgelbes Holzbettchen, das eine Zeit lang neben unserem Bett stand, war ein weicher, sanfter Farbtupfer für unsere Augen.

Natürlich schrien wir. Wir schrien, wenn wir einsam waren. Wenn der Hunger kam, der Durst. Wenn die Windeln durchnässt waren, unsere Haut bis hinab zu den Beinen wund wurde und sich entzündete. Wenn der Bauch schmerzte und später die Zähnchen. Wir schrien, doch niemand kam. Kein Nachbar und unsere Eltern schon gar nicht. Ihre Verzweiflung muss sehr groß gewesen sein, dass sie ihre Babys sich selbst überließen.

Ich habe mich lange Zeit gefragt, was diesen Riss in ihrer Seele verursacht haben mochte, der all die Fürsorge, die Eltern gewöhnlich ihren Kindern entgegenbringen, so vollständig von ihnen abtrennte. Babys sind völlig hilflos, sie können auf sich allein gestellt nicht überleben. Die Natur hat dafür gesorgt, dass in Erwachsenen beim Anblick von Säuglingen und Kleinkindern Beschützerinstinkte geweckt werden, sie geliebt werden mit ihrem runden Köpfchen, der hohen Stirn, den großen Augen, der Stupsnase und den tollpatschigen Gesten. Doch unsere

Eltern waren nicht empfänglich für unsere Hilflosigkeit, sie entzogen sich völlig ihrer Elternpflicht und mehr noch, unserer Sehnsucht nach Zuwendung, unserem Hunger nach Nahrung und Liebe.

Es müssen drei Dinge gewesen sein, die sie taub für unser Leid machten: der Tod unseres ältesten Bruders, das Kriegstrauma meines Vaters und dieses Haus, aus dem nichts Gutes kam.

2

Das Unglückshaus

Unsere Mutter wurde im Jahr 1929 in einem Dorf in Baden-Württemberg geboren. Es heißt, auf einer Wiese sei einst ein Engel erschienen und habe darum gebeten, dass an dieser Stelle eine Kirche erbaut würde. So erhielt die kleine Ortschaft, die dort entstand, den Namen »Engelswies«.

Mutti erzählte uns oft davon, dieser Teil ihrer Herkunft machte sie stolz. Doch was ihre Kindheit anbelangte, kam sie früh mit Ablehnung, Scham und Traurigkeit in Berührung. Als erstes Kind unserer Oma wurde sie unehelich geboren, und das zu einer Zeit, als dies eine große Schande für Mutter und Kind bedeutete. Da sie nicht bei ihrer leiblichen Mutter hätte bleiben dürfen, wuchs sie bei einer Ziehtante auf. Diese verwöhnte unsere Mutter und kümmerte sich liebevoll um sie, aber dennoch fühlte Mutti sich in ihrem Herzen immer als Fremde. Ihre leibliche Mutter wohnte im selben Ort, heiratete schließlich und bekam drei weitere Kinder. Doch unsere Mutter lebte nie mit ihrer wirklichen Familie unter einem Dach – ein Umstand, den sie zeitlebens nicht verwinden konnte. Sie erzählte uns oft unter Tränen, sie sei ein unerwünschtes Kind gewesen, niemand habe sie wirklich gewollt, und sie habe sich immer verloren gefühlt. Von ihrem Vater hieß es, er sei schon früh im Krieg gefallen, sie hatte ihn nie kennengelernt. Jahrzehnte später, als unsere Mutter bereits

gestorben war, stellte sich dies als einzige Lebenslüge heraus. Ihr Vater hatte in Wahrheit in einem Nachbarort gelebt und sich immer nach einem eigenen Kind gesehnt. Doch er hatte nie von der Existenz seiner Tochter erfahren.

Unsere Mutter war ein wunderschönes Mädchen mit ebenmäßigen Zügen und später eine bildhübsche junge Frau, die den jungen Männern in der nahen Umgebung den Kopf verdrehte. Auf einer Haushaltsschule lernte sie bügeln, kochen, nähen und wirtschaften. Tief in ihrem Innern mochte sie unsicher und melancholisch sein, doch sie war überall beliebt, ging gerne tanzen, wirkte nach außen hin fröhlich, lustig und war voller Lebendigkeit. Und sie lachte viel.

Beim Tanzen lernte sie eines Tages unseren Vater kennen, und die beiden verliebten sich ineinander. Unser Vater holte Mutti mit dem Fahrrad ab, und gemeinsam fuhren sie los, wohin der Weg sie auch führte. Schon bald brachte die Liebe unsere Mutter an den Bodensee.

Unser Vater kam Ende 1927 in einem kleinen Ort nahe dem Bodensee zur Welt. Er hatte drei Schwestern, zwei waren älter als er und eine jünger. Die Eltern waren sehr streng und verlangten von ihren Kindern unbedingten Respekt, Gehorsam und Fleiß. Harte Strafen und Prügel waren in dieser Familie eine Selbstverständlichkeit.

Pa war nur einssiebenundfünfzig groß, hatte pechscharze Haare mit leichten Wellen und einen dunkleren Teint, wie ein Südtaliener. Als einziger Sohn der Familie wurde er auf dem Hof schon früh in die Pflicht genommen und trug eine schwere Last auf den Schultern. Seine Jugend stand unter dem Zeichen des Zweiten Weltkriegs mit seinen verheerenden Folgen. Selbst noch ein Junge, wurde er einberufen und kam nach Russland. Jahrzehnte später erzählte er uns von der Härte des